

Spanien und die Neue Welt

Von Eberhard Straub

»Das größte Ereignis seit der Erschaffung der Welt, von der Incarnation und dem Tode Dessen, der sie schuf, abgesehen, ist die Entdeckung Amerikas.« Das erklärte 1552 Francisco López de Gómara, der Humanist, Priester und ausdrucksfreudige Sekretär des Hernán Cortés, dessen Geschichte und die Mexikos er geschrieben hatte, in seiner dem Buch vorangehenden Widmung an Karl V. Ob der König und Kaiser davon überzeugt war oder sich dazu überreden ließ, bleibt ungewiß. Denn als er 1556 abdankte und über sein Leben Rechenschaft ablegte, erwähnte er mit keinem Wort die fernen und fremden Provinzen Kastiliens. Doch ein anderer Humanist, Hernán Pérez de Oliva, erkannte schon 1528 die ungeahnte, gänzlich neue Möglichkeit, die sich aus der Entdeckung und Inbesitznahme der bislang unbekanntes Landmassen und Ozeane ergab: Die Welt zu einer zusammenzufassen. Jetzt, da die Welt der Menschheit offen stehe, ergebe sich überhaupt erst eine vollständige Idee der Menschheit, ein »Weltbild«, das dieses Wortes würdig sei, wie drei Jahre später Juan Luís Vives vermuten mochte, dieser *uomo universale* im Sinne neuklassischer Humanität. Allerdings, Pérez de Oliva ergänzte seine Hoffnung auf die eine Welt mit der Absicht, die fremden Länder unseren anzugleichen, was für ihn hieß: den spanischen, ein Wort, was damals aufkam, um die mannigfachen regionalen Bestrebungen auf eine alle vereinende Idee zu verpflichten, auf die der *Hispania*. Was lag näher für einen römisch gebildeten Spanier, als unter dem Eindruck der erneuerten *Hispania*, die nun in die Welt ausgriff, frohgemut zu erwarten, daß die Menschheit in der *Hispania* aufgehe, und der wahre Ehrentitel des wahren Menschen, der dem Menschen als Mensch und nicht als Wolf begegnet, *civis hispanus sum* lauten werde, so wie er einst in den besten Zeiten sich in der stolzen Vorstellung freier Bürgerlichkeit und Humanität des *civis romanus sum* äußerte?

Eine solche Antwort auf die Herausforderung durch eine neue Welt war für einen Humanisten nicht weiter verwunderlich, kränkte höchstens einen jeweiligen Stolz auf die doch auch zu Großem berufene *Francia, Anglia* oder *Germania*, die unter Umständen die Wünsche der *humanitas* und des *genus humanum* gründlicher kenne und besser verstehe, als der Benjamin unter den Christen, die Spanier, die doch allesamt nur getaufte Juden sind, wie ihnen gerne vorgehalten wurde. Aber dessen vorerst ungeachtet, kein Humanist vermochte sich zum Wohle der Menschheit etwas anderes zu wünschen als deren Vollendung in der *humanitas, comitas, liberalitas, caritas romana*, die ihren alles sammelnden Ausdruck in der *libertas* findet, der Freiheit eines Christenmen-

schen, dessen *religio* und *pietas*, die ihn zum Menschen befreiten, ihn zur Menschlichkeit verpflichteten; was auch hieß, den gesamten *orbis terrarum* hin zu Christus zu führen, der als wahrer Gott der Ahnung vom wahren Menschen, da selber Mensch geworden, zur festen Gestalt verhalf. Eine Welt, die mit Genugtuung bemerkte, daß es ihr gelungen war, sich zu verjüngen, gerade weil sie den beliebigen Schutt der Zeiten abtrug und darunter die dauernde, verbindliche Norm entdeckte, die, durch die »Alten« in gewisser Weise selber zu ihrer »Neuheit« erzogen, zur »Wiedergeburt« aus eigenem Schoß gelangt war, diese Welt konnte, eben weil sie sich selber als so neu verstand, das hinzutretende Neue weniger als Frage auffassen, die auch sie in Frage stellt, vielmehr als eine Aufforderung, es ihren Normen zu unterwerfen, denen sie sich zu ihrem Vorteil unterordnete, um – sich befreiend – sich immer mehr der *libertas christiana* anzunähern, die der römischen *humanitas* ihre Verbindlichkeit, ihre normative Kraft sichert.

Allerdings entging es den humanistischen Zeitgenossen ganz und gar nicht, daß nicht nur eine »neue Welt« der bekannten »alten« zur Seite trat. Sie wußten schon, daß die gesamte Welt durch dies Ereignis zu einer »neuen« wurde, auch ihre. Denn mochten sie sich jetzt zum ersten Mal »den Alten« überlegen fühlen, nicht mehr als Zwerge, die auf den Schultern von Riesen stehen, begreifen, weil sie in Räume vorstießen, von denen diese keine Ahnung hatten, so erwiesen sich doch auch sämtliche Vorstellungen, mit denen sie sich herkömmlicherweise die Welt erklärten, als unzulänglich. Es waren ja nicht nur fremde Kontinente, Pflanzen, Tiere, Farben, die sie verwirrten, für die sie Worte finden mußten, um sie zu ordnen und in der ihnen vertrauten Ordnung der Natur unterzubringen, sie begegneten antropomorphen Lebewesen, von denen sie nie gehört und denen sie nicht die höchste Würde, beseelter Mensch zu sein, absprechen konnten. Gerade darin liegt die erstaunlichste Leistung der Spanier, daß sie sofort in den Eingeborenen Menschen erkannten und anerkannten.

Das war überhaupt nicht selbstverständlich. Die Frage, ob es sich bei ihnen um Menschen handele, lag nahe, weil weder die klassischen Schriftsteller noch die Bibel von ihnen berichteten. Wenn der Mensch von Adam und Eva abstammte, wie vermochte man dann diese fernen Menschen in die Geschlechterfolge der menschlichen »Verwandtschaft« einzureihen, wie waren sie, doch offenbar der gleichen »Völkerwiege« entsprungen, fähig, in Gebiete zu gelangen, von denen nachweislich keiner etwas wußte, von denen aber deren Vorfahren Kenntnis haben mußten, um in solch entlegene Länder aufbrechen zu können? Wenn es nur »einen« Menschen gibt, wie kann dann die überlieferte Reihe der Weltreiche die Geschichte und deren Entwicklung als Heilsgeschichte noch überzeugend veranschaulichen, da diese Deutung keine Rücksicht auf ganze Welten in »der Welt« nimmt? Was bedeuten dann auch die poetisch-philosophischen Bilder vom »goldenen Zeitalter«? In Amerika handelte es sich au-

genscheinlich um »junge, kindliche Menschen«, weil sie, obschon doch ebenso »alt« wie die übrigen, auf einer Stufe der Entwicklung verharren, die längst die »alte« Welt hinter sich gelassen hatte, die aber vom goldenen Zeitalter der menschlichen Jugend ganz andere »Erinnerungen« bewahrte, denen die Lebensumstände in Mexiko vollkommen widersprachen. Um Wilde im überlieferten Sinne handelte es sich auch nicht. Die waren bärtig, verhaart, pflegten tierische Sitten. Doch diese Indios besaßen eine bürgerliche Ordnung, höfliche Umgangsformen, die es schwer machten, sie ohne weiteres als Barbaren zu betrachten. Sie sind, zumal sie eine Religion haben, Menschen, bloß, was für welche?

Die Spanier wichen der Herausforderung nicht aus. Sie versuchten als erste und einzige, was ihnen keiner dankte, Antworten zu finden, um sich in der neuen Welt zurechtzufinden, sie den vertrauten und unvertrauten Völkern als eine gleichbleibend vertraute und vertrauenerweckende Umwelt zu erläutern. Sie zogen die fremden Welten in die alte hinein, erweiterten in Anlehnung an die hergebrachten mythologischen, legendären, philosophischen, religiösen und juristischen Bilder und Begriffe das Weltbild zu einer großen, viele Welten umfassenden Vorstellung. Anders konnten sie nicht verfahren. Gerade weil sie von der Idee durchdrungen waren, daß es in der einen Welt, über die ein Gott herrscht, für den einen Menschen ein und das gleiche Recht, ein und die gleiche Sittlichkeit geben solle, trugen sie, Natur, Brauchtum, Religion, die soziale Verfassung der neuen Welt gründlich untersuchend, »Materialien« zusammen, eben um sich in Stand zu setzen, die Einwohner der bislang unbekanntem Gebiete dem klassisch-christlichen Menschenbild, den normativen Anschauungen wahrer *humanitas*, anzunähern. Ihren Anschauungen lag es ganz fern, Linien anzuerkennen, hinter denen es keine Sünde, kein Recht gäbe, nur freie Räume, in denen der Europäer als gezähmter Tiger nach willkürlichem Ermessen handeln dürfe, wie es alsbald Franzosen, Engländer und Holländer vermuteten. Dennoch gelten ausgerechnet die Spanier als finstere Mörder und Schlächter, die den christlichen Namen und die christliche Humanität befleckten, beschmutzten, die dem Menschen nicht als Mensch, sondern als Wolf begegneten.

Der populäre Vorwurf des »Völkermordes« in Amerika wurde paradoxerweise am feierlichsten und eindringlichsten immer von Protestanten und Angelsachsen verwandt, obschon im weißen, protestantischen Nordamerika die spärlichen Überreste der Urbevölkerung in Humangärten ausgestellt werden. Doch dieser Vorwurf hatte seit dem 16. Jahrhundert wenig oder nichts mit einer besonderen Anteilnahme für Eingeborene in jenen fernen Ländern zu tun, er war nur ein polemisches Mittel für innereuropäische Auseinandersetzungen mit Spanien, bei denen jede Art von Übertreibung höchst willkommen war; schließlich galt es aus mannigfachen Gründen zu beweisen, daß die *casa de Austria* die Freiheit und Humanität auszulöschen gedenke, um alles ihrer sata-

nischen Willkür und Tyrannei zu unterwerfen. Der Katholische König, von dem später Calderón sang, daß er der einzige ist, der wirklich König ist, Souverän ist, stand als mächtigster Monarch den Interessen und dem Sendungsbeußtsein der anderen Könige und Staaten im Wege. Er mußte, je nach den besonderen Bedürfnissen, zum Prototypen des *rex iniquus* stilisiert werden, in dem sich das *mysterium iniquitatis* prall manifestierte. Der Katholische König mußte die Inkarnation des Bösen sein, der alle und alles bedroht. Die Schauer-geschichten eines Las Casas, der tatsächlich moralisch empört, daß die Gesetze des Königs in Mexiko nicht streng beachtet wurden, sich eifernd für die Eingeborenen einsetzte, boten den politischen und religiösen Feinden Spaniens in Europa recht gelegene, zitier- und ausmalungsfähige Stellen, »topoi«, um den Europäern zu erläutern, was sie alles zu erwarten haben, wenn erst einmal die Spanier jeden ihrer »servitut« unterwerfen.

Es dauerte fast dreißig Jahre, bis die Europäer den »Völkermord« in Mexiko, den 1552 Las Casas mit dem energischen Pathos eines literarisch sehr versierten, moralischen Pamphletisten schilderte, um träge Herzen in Bewegung zu setzen, als einen »Skandal« auffaßten. Ob es die Blutnacht von Cholula gegeben hat oder nicht, bei der knapp vierzig Spanier Zehntausende von Indios umgebracht haben sollen – das Bild genügte, um die aufgeregte Phantasie der von Spanien bedrohten oder sich bedroht fühlenden Parteien in ihrer Aufregungsbedürftigkeit weiter anzufeuern. Wilhelm von Oranien, der Rebell gegen Spanien, umstritten in den Niederlanden, die er endgültig spaltete, veröffentlichte zu seiner Selbstverteidigung und Rechtfertigung 1581 ein »libell« gegen Philipp II., der ihn, obgleich ihm lange ein gnädiger König, in Acht und Bann getan. Die *Apologie ou Défense du très illustre Prince Guillaume* eröffnet jene Serie von »Schmähschriften«, einem eigenen literarischen Genus, die von nun an über ein paar Jahrhunderte gegen Spanien gerichtet werden. Mit ihr beginnt die »schwarze Legende«, die Spanien zu einem Reich der Finsternis machte, von dem aus Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Schrecken aller Arten ausgehen.

Gegen keine Zivilisation ist mit solcher Hartnäckigkeit ein »Kulturkampf« geführt worden wie gegen die spanische, die mehr oder weniger aus der Geschichte der Menschheit für Jahrhunderte ausgegliedert wurde. Das ist eines der erstaunlichsten Phänomene der europäischen, der Weltgeschichte. 1783, als der erste Band der *Encyclopédie methodique* erschien, wußte Nicolas Masson de Morvilliers, der darin einen Artikel über Spanien schrieb, auf die Frage, was Europa Spanien verdanke, nur die ebenso knappe wie eindeutige Antwort: Nichts. Damals bestand freilich auch unter aufgeklärten Gemütern, ob nun de Pauw, Montesquieu, Buffon, dem Abbé Raynal und vielen anderen quer durch Europa eine Übereinstimmung, daß die Entdeckung Amerikas vielleicht ein welthistorisches Ereignis gewesen sei, aber ein recht unerfreuliches, weil es Europa von sich selber ablenkte, das seine Kräfte vergeblich in kindisch ver-greisten Kontinenten verschwendete, die aufgrund klimatologischer, biologi-

scher, geographischer Bedingungen zur Menschlichkeit und Freiheit gar nicht fähig, zur Degeneration alles verdammen, was dort hinüber gelangt, ob Mensch, Pflanze oder Tier. Nur das Schwein hat dort eine Zukunft. Die Atlantische Welt, die Spanien schuf, das spätestens nach der Vereinigung mit Portugal 1580 ihr die Pazifische zur Seite stellte, immer bemüht, auch in der Nordsee und im Baltischen Meer, was ihm nicht gelang, selbstverständliche Mitsprache zu gewinnen, erschien den Europäern eine lästige Illusion. Allerdings, unmittelbar nach den Befreiungskriegen in den nördlichen Staaten der neuen Welt wurden sie von eben dieser »Neuen Welt«, die doch ihr Geschöpf, ihnen unmittelbar verwandt, radikal in Frage gestellt, als eine veraltende Welt der Korruption, der Lüge, der Tyrannei. Was die Europäer den Spaniern vorwarfen, erhielten sie nun als Vorwurf zurück, gerichtet an sie alle, vorgetragen meist von amerikanischen Europäern oder europäisierten Amerikanern.

Aber Amerika spielte immer nur eine untergeordnete Rolle in dem ununterbrochen gereizten Gespräch mit Spanien. Was die Europäer, vor allem Franzosen und Engländer verstörte, war die Furcht, daß die Welt, die eine Welt, zur *Hispania* würde, daß auch sie sich in die »Universalmonarchie« der Spanier ergeben müßten, von deren König noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts klug-besonnene Köpfe meinen durften, daß er äußerst mächtig in der Alten, absoluter Kaiser in der Neuen und legitimer Herr in der Unentdeckten Welt sei. Mitten im sogenannten Dreißigjährigen Krieg, der eine Folge von Kriegen war, die vierzig Jahre dauerte, konnte ein Spanier noch bedenkenlos und mit aller Berechtigung schreiben, daß es keinen noch so vergessenen Winkel in der Welt gäbe, der ohne Abhängigkeit von dieser Monarchie zu leben vermöge, aus Zuneigung oder aus Furcht. Immerhin war der »Dreißigjährige Krieg« der erste Weltkrieg, der in der Karibik, im Persischen Golf, in Brasilien nicht minder heftig als in Böhmen oder Italien geführt wurde.

In allen europäischen Ländern gab es, als Spanien die bekannte Welt erweiterte, dynastische, bald nationale Mythen, dazu berufen zu sein, die Welt zu einer Welt zusammenzufassen. Der spanische Erfolg, überwältigend für die Phantasie der Europäer, schien alle übrigen Ansprüche, dermaleinst die gerechte Weltordnung zu ermöglichen, ganz und gar zu widerlegen. Für die politischen Theologen war es unerträglich, daß Gott Spanier sein könne, der doch in den Franzosen, den Engländern, vielleicht in den Deutschen sein auserwähltes Volk erkannte. Außerdem, seit die Religion gespalten, war es für die protestierenden Parteien vollkommen klar, daß sie das reine Christentum vertreten, von Gott bevorzugt sind und nicht jene machiavellistischen Opportunisten, die sich der Religion nur bedienen, um ganz weltlich-böse Zwecke zu verfolgen. Ob Katholiken oder Protestanten – darin waren sich beide, sofern nicht mit Spanien verbündet, einig, daß Spanier die Religion der Staatsraison unterordneten, sich als Atheisten bestätigten und damit als »Unmenschen«.

Die schwarze Legende galt anfänglich nur Philipp II., dem neuen Salomon

und klugen König, als den ihn nicht nur die Spanier feierten. Wer immer sich von Spanien bedroht fühlte, die rebellischen Niederlande, das von Religions- und Bürgerkriegen dauernd geschwächte Frankreich, das protestantische England, griff gerne auf die Beschuldigungen zurück, die Wilhelm von Oranien gegen seinen ihm ehemals gnädigen König erhob. Wilhelm, um Philipp zum Abbild vollständiger Ungerechtigkeit zu erheben, die förmlich zwingt, sich gegen ihn zu empören, stilisierte seinen Feind zu einem finsternen Feind des Menschengeschlechtes, der Religion und Freiheit. Der große Schweiger wurde sehr beredt, um im herkömmlichen Sinne alle Laster mit diesem anderen, sehr Verschwiegenen, Diskreten zu verbinden. Die »Ausrottung« der Indios ist dabei nur ein Hinweis mehr darauf, daß König Philipp es für Frieden hält, die Städte einzuäschern, die Provinzen zu entvölkern, Felder zu verwüsten und niederzubrennen. Immer wieder wurde nun der Vorwurf, den Tacitus einem Gegner Roms in den Mund legte, auf die Spanier angewandt: *Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant*. Als bald färbte aber die schwarze Charakterisierung Philipps II. als eines typischen Spaniers auf das ganze Volk ab, das mit allen Lastern begabt, voller Hochmut die gesamte Welt bedrohe, einen Führungsanspruch erhebe, der sich in Gewalttätigkeit äußere, die alle Freunde des Menschengeschlechtes dazu verpflichte, sich gemeinsam zu wehren. Allmählich rückte Spanien an den Rand der Menschheit, wurde aus ihr ausgegliedert. Das hatte zur Folge, daß der spanischen Zivilisation endlich überhaupt die Berechtigung abgesprochen wurde, zur europäisch-humanistischen Welt zu gehören.

Es ließ sich im 16. Jahrhundert nur mit Mühe behaupten, daß Wissenschaften, Künste, Literatur in Spanien nicht gepflegt würden, denn ganz Europa, ohne Rücksicht auf die Religion, stand unter dem Einfluß spanischer Ideen, Sprache und Moden. Aber gerade der Umstand, daß Spanien mit Waffen und Wissenschaften herrschte, seine Sprache, in der Nachahmung der Römer, zu einer Weltsprache erweiterte, verletzte den Ehrgeiz des »Gallischen Herkules« berufen zu sein, die schönen Sitten und den schönen Geist der Menschheit mitzuteilen. Der Spanische Herkules, der *plus ultra* über die Säulen des Herkules weit in die Kontinente ausgriff und sie den übrigen Europäern versperren wollte, wurde nach und nach von den Franzosen zum plumpen Barbaren typisiert. Nachdem es Frankreich gelungen war, Spaniens Macht in Europa zu beschränken und im Laufe des 17. Jahrhunderts noch weiter zu begrenzen, ohne freilich dessen Stellung in Amerika und Asien zu erschüttern, die Spanien erfolgreich behauptete, versuchte es auch die Erinnerung an dessen früheren geistigen Dominat in Europa vergessen zu machen. Voltaire raffte die Polemik in einem Satz zusammen: In Spanien singt man die Messe und tötet die Menschen. Jetzt wurde Spanien endgültig zu dem Land, das durch die Inquisition um jeden freien Gedanken gebracht, von der Kirche in Dummheit gehalten, »hinter den Pyrenäen« jenseits von Europa vor sich hindämmere, von dem es sich selber abgeschlossen habe. François Guizot konnte dann im 19. Jahrhundert ganz un-

befangen meinen, eine Weltgeschichte ließe sich schreiben, ohne Spanien überhaupt erwähnen zu müssen. Eine erstaunliche Bemerkung, da ja Spanien, was immer man von ihm denken mochte, gleichsam die Tür aufgestoßen hatte zur Welt und einer Weltgeschichte.

Die recht subtilen Debatten im Spanien des 16. Jahrhunderts über Menschenrechte, die Berechtigung, Land zu nehmen, bestehende bürgerliche Ordnungen umzustürzen und sie durch neue zu ersetzen, hatten im übrigen die Europäer nie sonderlich beschäftigt. Sobald sie in Amerika erobernd oder entdeckend sich bemerkbar machten, taten sie es gegen eine dort etablierte Macht, gegen Spanien, das zumindest theoretisch beanspruchte, legitimer Herr Amerikas zu sein, oder der beiden Amerika. Für sie war jede Eroberung außerhalb Europas legitimiert als Angriff auf das »tyrannische Spanien« und Eroberung spanischen Bodens. Sie mußten sich nicht um weitere Rechtfertigungen bemühen, da eine Schwächung Spaniens all seinen Gegnern willkommen und gerecht erscheinen durfte. Holländer, Engländer und Franzosen konnten Kolonien vorerst nur gewinnen, wenn sie diese Spanien abgewannen, erfolgreich den Katholischen König daran hinderten, die gesamte Welt in einer neuen *Romania*, eben in der *Hispania* zu vereinen. Deshalb blieben alle Waffenstillstände und Friedensabschlüsse mit Spanien stets auf Europa beschränkt. Hinter der Linie, jenseits des Wendekreises des Krebses und der Azoren galten sie nicht, auch wenn die Spanier immer ihr gesamtes Reich miteinbeziehen wollten.

Die Furcht vor der »Universalmonarchie«, der einen Welt unter einer Führung, Spaniens Führung, wirkte immer noch nach, selbst als längst diese von Spanien nicht mehr zu befürchten stand. Im Namen der Freiheit, der freien, konkurrierenden Völker und Staaten wehrten sich Protestanten und Franzosen gegen eine spanische »Weltherrschaft«. Napoleon versuchte wenigstens auf dem europäischen Kontinent alles der *Francia* unterzuordnen, die Engländer, ihn besiegend, griffen weit in die Welt aus, um nun ihrerseits »Weltpolitik« zu treiben, die Meere und Kontinente in einer von ihnen aus bestimmten Ordnung zu halten. Sie wollten, wie Disraeli es verkündete, wie Napoleon es seinerseits beanspruchte, die Freiheit mit dem Reich verknüpfen, was der Römer Tacitus für unmöglich hielt, dem die Freiheit einer pluralistischen Welt als das *bellum omnium contra omnes* erschien. Ein Frieden in der Welt setzte für ihn eine Macht voraus, die der Bewegungsfreiheit der vielen klare Grenzen zieht, vereinheitlichend, romanisierend wirkt, um in der *Pax Romana* sicheren Schutz zu gewinnen, die es jedem erlaubt, statt sich in ununterbrochenen Kämpfen aufzuzehren, in ihrer Geborgenheit sich zum sittlich freien Menschen zu kultivieren.

Die klassischen Spanier des 16. Jahrhunderts wiesen als Tacitisten solche Überlegungen nicht ab. Doch die siegreichen Liberalen im 19. Jahrhundert, obschon sie sich mit einen spanischen Namen näher charakterisierten – 1811 versammelten sich in Cádiz erstmals unter dieser Bezeichnung politische Ge-

sinnungsfreunde – betrachteten das spanische Reich, das nun endgültig zerbrach, das lange genug anderen nationalen Absichten, berufen zu sein, die Welt zu ordnen, im Wege gestanden hatte, als einen schrecklichen Versuch, der glücklicherweise abgewehrt werden konnte, mit »römischer Despotie« alle Freiheitsregungen zu ersticken. Römisch in einem doppelten Sinn: Die Gewissensfreiheit des einzelnen papistischen Zwang unterzuordnen, in dem sich der alle Freiheit erstickende Absolutismus spätantiker Caesaren niederdrückend äußert. Das kaiserliche Rom, dessen Erbe, das päpstliche Rom, fanden in Karl V. und Philipp II., wie William Robertson gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Europäern erläuterte, eine mächtige, die Freiheit und Freiheiten gefährdende »Wiedergeburt«. Trauer und Elend war die Zukunft des Menschengeschlechtes in einer Variation der *Pax Romana*, in deren drückender Atmosphäre keine Luft zum freien Atmen blieb. Übrigens sprach der gleiche Robertson den Nordamerikanern, die sich soeben von britischer Herrschaft befreiten, die Fähigkeit ab, einen belebenden Gedanken der Freiheit fassen zu können, weil sie, umgeben von so viel Wasser, Kaltblütler wären, die den Geist der Freundschaft und Liebe nicht kennen, der Bedingung zur Begeisterung für die Freiheit sei.

Wer die Freiheit nicht kennt, kann auch nicht kolonisieren, die Menschen zur Freiheit hinführen. Er kann höchstens katholisieren, was heißt, dem Gewissenszwang sengend und brennend seine schaurige Gültigkeit zu verschaffen. Erst im vergangenen Jahrhundert wurden die Methoden spanischer Kolonisierung insgesamt zu einem Thema, in der Absicht zu beweisen, daß Spanier nur Unglück über die »Neue Welt« brachten, schon allein, weil sie selber ein Unglück innerhalb der Weltgeschichte waren. Zwar konnte in diesem Jahrhundert der großen Individuen, der heroischen Einzelnen, nicht ganz geleugnet werden, daß die spanischen *Conquistadoren* einigen Respekt verdienten, dem man dem auf sich selbst gestellten, tapferen und wagemutigen, selbstgemachten Manne nicht versagen mochte, doch was war der Preis dafür? Der Triumph des Aberglaubens, der als Strukturfehler das lateinische Amerika daran hindert, »sich zu entwickeln«, übrigens eine Überzeugung, die liberale Franzosen auch für ihr Land billigten, das aufgrund seines Katholizismus, an Despotie und Absolutismus gewöhnt, nicht zu der Freiheit gelangen werde, die sich in England und Preußen als Gemeindefreiheit, Lern- und Lehrfreiheit in der unbedingten Gewissensfreiheit bekunde, in freier Wirtschaft und sie stützender freier Wissenschaft einer freien Gesellschaft äußere. Die liberalen Menschenfreunde, die sehr energisch in Nordamerika, in Indien oder Algerien tätig wurden, bedauerten lebhaft auch, daß die rohen Spanier, wie es ihre Art, als halbe Araber, die Indios niedermetzelten, noch mehr rührte sie aber fast als Ästheten und Kulturträger, daß sie vom Schönen und Bizarren ungerührt, eine Kultur vernichteten, Tempel, Kunstwerke, Kunstgewerbe zerstörten. Daß Spanier in Peru oder Mexiko nicht als Denkmalschützer auftraten, verletzt bis heute sehr

sensible Liberale, die es nicht minder schmerzt, daß römische Ruinen, auch aus spätantiker, den Geist der Freiheit beengender Zeit, von Päpsten als Steinbruch benutzt wurden.

Der Sieger schreibt die Geschichte. Sieger waren vorläufig der Protestantismus, der Liberalismus, der Ästhetizismus, die einen sehr beliebigen Humanismus förderten. Ihr Geschichtsbild, obgleich in den verschiedenen historischen Richtungen in heller Auflösung, wird trotz aller Forschungen gerade während der letzten dreißig, vierzig Jahre, im Zusammenhang mit der sehr europäischen Dritte-Welt-Romantik, aus mancherlei moralischer Aufregungsbedürftigkeit wegen gegenwärtiger, gar nicht zu leugnender Mißstände aufgegriffen und als Mittel im politischen Kampf gebraucht. Das Gutgemeinte ist wie so oft der Feind des Guten. Es gibt keinen Weg zurück vor die Vereinigung mit Spanien und Europa. Selbst wenn sich »Eigen-Sinnige« auf Vergangenheiten berufen, die weit vor die Verbindung mit den Spaniern zurückreichen, um vielleicht daraus ein eigen-artiges Selbstbewußtsein zu gewinnen, können sie nur als Erben, Zöglinge jener reden, die sich einst Amerika an-eigneten. Es gibt keinen Weg, der nicht mit spanischen Steinen gepflastert wäre. Der Zusammenprall zweier Welten war vernichtend für die früheren Mexikaner und Peruaner, aber wenn sie sich heute auf Freiheit und Menschenwürde berufen, auf die Rechte eines Christenmenschen, so können sie das nur, weil diese Vorstellungen überhaupt erst durch die Spanier ihnen mitgeteilt wurden.

Wer aus der Vorgeschichte seine Identität gewinnen möchte, begibt sich aus der Geschichte, deren Spannungen und ihrer Dialektik. Denn vor den Spaniern gab es in Amerika Hunderte von Haustieren, Pflanzen, Obst- und Gemüsesorten nicht, die heute dort selbstverständlicher Kulturbesitz sind. Die Spanier brachten neue Techniken, sie machten die neue Welt mit den Wissenschaften und Künsten der alten vertraut, sie urbanisierten in ihrem Sinne, als selbstbewußte Vertreter der »Renaissance« Sitten, Gewohnheiten, Denkart. Sie vernichteten nicht nur eine fremde Kultur, sie gaben den Sprachen und Dialekten eine Grammatik und Schrift, ermöglichten damit ein dauerndes Gedächtnis an die Welt, aus der die »Indios« kamen. Gerade um sie christianisieren zu können, bedurften sie genauer Kenntnis über deren Mentalität. Als erste Sozialstatistiker, die Spanier waren, sammelten sie Daten, die es heute ermöglichen, ein halbwegs deutliches Bild der Zivilisationen zu entwerfen, die zusammenbrachen, als sie mit den Entdeckern und Eroberern in Berührung kamen. Es läßt sich flink sagen, ein paar Hundert Spanier hätten Hochkulturen zerschlagen. Doch nicht minder beunruhigend bleibt doch die Frage: Warum konnten in den Gebieten mit relativ dichter Bevölkerung einige wenige, die anfänglich nicht einmal die Sprache dieser absolut neuen Welt beherrschten, ungehindert sich in ihr behaupten und sie gründlich verändern? Ein Giftpfel war eine tödliche Waffe, was von einer Gewehrkegel nur bedingt stimmt. Hernán Cortés, der Mexiko eroberte, übrigens nicht im Auftrag seines Königs, befehl-

ligte Divisionen, wahrscheinlich in der Größe, die erst im letzten Jahrhundert üblich geworden. Das hängt davon ab, wie hoch oder niedrig man die Zahl der eingeborenen Bevölkerung veranschlagt. Er befahl Divisionen von »Indios«, die gegen Montezuma rebellierten. Der »Völkermord«, den rund 170 Spaniern, über mehr verfügte Cortes nicht, in frommem Eifer schon Las Casas anlastet, ist, wenn es ihn gegeben hat, in erheblichem Maße ein Teil der innermexikanischen Auseinandersetzungen. Daß die Bevölkerung im 16. Jahrhundert zurückging, wie dramatisch auch immer, bei der vorerst doch noch sehr geringen Zahl von Einwanderern, beruht nicht auf einer systematischen Ausrottungspolitik, gegen die sich dann doch überraschenderweise keiner empört hätte, sondern auf Seuchen, dem ungewohnten Alkohol, der europäischen Arbeitslast, die Spanier den Eingeborenen zumuteten in Anlehnung an die in der alten Welt üblichen Bräuche.

Die Entdeckung und Eroberung, die folgende Kolonisierung bedürfen keiner beschönigenden, verharmlosenden Erklärungen. Doch warum soll die so eifrig auf allen Gebieten gewünschte und betriebene Entmythologisierung vor der Geschichte Spaniens und Amerikas Halt machen? Mittlerweile gibt es genug Wissenschaftler, die nach den Römern nur in den Spaniern der Renaissance im Rahmen ihrer zeitgenössischen Bedingungen überlegene und überlegte Kolonisatoren erkennen. Vielleicht ist die größte Leistung der Renaissance die Gewinnung einer sehr spannungsvollen »neuen Welt«, der modernen, die jetzt hinter der post-modernen in die Tiefe der Zeiten absinkt? Vielleicht war gerade Spanien, dem man seinerzeit alles zutraute, selbst die Landung auf dem Mond, das modernste Land und als solches unter anderem auch ein Ärgernis? In Spanien »erfand« man die moderne Bürokratie, die moderne Diplomatie, den modernen Staat. Mit *Tirant lo Blanc*, den Cervantes schätzte, und ein Jahrhundert später mit dem *Don Quijote* beginnt der moderne Roman. Velázquez resümiert die damals moderne Malerei. Nicht die italienische Renaissance, die spanische, die wenig Beachtung fand, setzte das Individuum auf eine Weise frei, die selbst für das sich hispanisierende Italien schockierend war. Die schwarze Legende, die Alexander VI., César Borja, Cortés, Ignatius von Loyola und Philipp II. in gleicher Weise traf, dämonisierte diese ungemainen Individuen womöglich, weil sie als Systematiker sich zu weit vorwagten, *plus ultra*, über das Fassungsvermögen ihrer Zeit hinaus?

Mit der Entdeckung Amerikas datiert man gewöhnlich den Beginn der Moderne. Warum dann Spanien seinen Platz in der Moderne, vielleicht seinen bevorzugten, verweigern? Edmund Burke nannte Spanien einmal einen großen, an der Küste Europas gestrandeten Wal. Inkommensurabel, großartig und schrecklich, wie das unerschöpfliche Individuum, fanden und finden sie es. Aber wie Burke bei anderer Gelegenheit bemerkte: »Und bitte, Sir, was in der Welt ist ihm gleichzusetzen?« Diese Frage müssen Europäer und Amerikaner zusammen beantworten. 1492, 1992 gibt genug Anlaß dazu.